

meisten von ihnen sinnen nur auf Lug und Trug, und um stets wohlberathen zu sein, gedenkt des Rathes des Evangeliums, wo geschrieben steht: A fructibus eorum cognoscitis eos: an ihren Werken werdet ihr sie erkennen. Denn seid versichert, kein Mensch in der Welt, und wenn es auch auf kurze Zeit gelingt, kann für die Dauer verbergen, weiß Geistes Kind er sei.

Der Graf erkannte als wahrhaft an, was ihm Patronius gesagt, nahm sich im Herzen vor, darnach zu handeln, und bat Gott, ihn und alle seine Freunde vor den Heuchlern zu bewahren.

Merk' auf die That, nicht auf den Schein,  
Willst Du vor Unglück sicher sein.

## Das Reh-Salsband.

Von Gustav Meritz.

(Mit 2 Stahlstichen.)

„Ein Glück, daß unsere Hütte auf dem Felsen und hoch steht —“ sprach der alte Fischer Jakob zu seinem Sohne, welcher mit dem Antlitze am Fensterchen lag und auf die Rhône hinausstarrte, die fast sichtlich anschwell und mit treibenden Eisschollen bedeckt war. „Du hast doch die Rachen weit genug auf's Land herangezogen und gehörig befestigt? Bist du taub, Junge?“ rief er heftig, als ihm der Befragte die Antwort schuldig blieb.

„Seht, Vater —“ versetzte Maraud, die Worte seines Vaters unbeachtet lassend — „wie da unten jetzt auf der Rhône, wünschte ich, daß es auch einmal also im Leben zugehe — Alles drunter und drüber — alle Formen berstend und untergehend — das Hohe gedemüthigt und das Niedere obfliegend. Schaut, wie der Fluß brauset und die Schollen ihre harten Häupter gegen einander zerstoßen.“

„Ha, Junge, —“ versetzte der Alte — „ich merke, woher dieser Wind wehet. Er pfeift von Paris durch Frankreich und du möchtest gern mit ihm segeln. Aber hüte dich, daß der Herr von Brech nichts von deiner Reiselust erfahre.“

Hier wendete sich der junge Maraud um und, eine grimmige Miene ziehend, versetzte er: „Unser Herr — ha! ich wollte —“ „Jakob! Jakob!“ rief plötzlich draußen vor der Hütte eine feine Mädchenstimme — „lieber Jakob! kommt schnell heraus! Ach! kommt schnell!“

„Bleibt, Vater!“ rief Maraud hitzig und drückte den alten Jakob gewaltsam auf den Schemel nieder, von welchem er sich auf den Zuruf erheben wollte. „Es ist Brech's Tochter —“ fuhr er leiser fort — „und wird ihren kleinen Fuß nicht entziehen, betritt sie mit demselben unsre armelige Wohnung. Hat Julie ein Anliegen an Euch, mag sie es hier anbringen.“ Gleich darauf ward ein niedliches Köpfschen, in dessen Angesichte sich eine ängstliche Unruhe abmalte, in der Thüre sichtbar. „Ach, da seid Ihr ja, Jakob, —“ sprach das Mädchen froh — „o sputet Euch lieber Mann! kommt, rathet, helft, und ich will Euch gewiß recht ansehnlich dafür belohnen. Ihr müßt es aus Euerm Fenster dort sehen können, wie ein armes Reh auf einer Eischolle daher treibt. O! helft dem armen Thiere, daß es an's Land komme.“

Der Fischer und sein Sohn folgten neugierig dem voranspringenden Mädchen, welches draußen mit der Hand die Gegend auf dem Strome bezeichnete, wo wirklich ein Reh auf einer Eischolle zu sehen war.

Jedenfalls war das Thier bei dem Versuche, über den gefrorenen Fluß zu setzen, von der Eisfahrt überrascht und mit fortgerissen worden. Es bot in seiner Todesangst einen gar beweglichen Anblick dar. Also mochte der letzte übrig gebliebene Mensch bei der Sündfluth auf die ihn von allen Seiten umgebende Wassermasse trostlos hingestarrt haben! Julie wendete kein Auge von dem Reh, sie wollte das Beben seines Körpers, ja sogar es Thränen vergießen sehen, weil nämlich ihr Auge in Thränen schwamm und sie selbst ängstlich zitterte. Das Thier trippelte auf seinem kleinen Grunde und Boden herum, hob die Füße zum Sprunge und setzte sie wieder nieder; es richtete den verlangenden Blick zum Lande und warf den Kopf in die Höhe, wie wenn es um Erbarmung flehen wollte.

„Ich gebe Euch einen Louis'd'or, Jakob, —“ sprach Julie — „wenn Ihr das Thier an's Land herüber holt.“

„Seid Ihr wirklich nicht mehr werth, Vater?“ fragte der Sohn höhnisch. „Ja, ja, den vornehmen Leuten ist oft ein

Reh lieber als ein Mensch, und ein Hund soll in Rußland schon mit fünfzig Bauern bezahlt worden sein.“

„Zwei Louisd'or sollt Ihr haben“ — bot Julie, welche Marauds Worte überhört hatte.

„Und wenn Ihr mir deren Tausend geben wolltet, Fräulein“ — versetzte Jakob — „so muß ich sie ausschlagen. Denn bedenkt selbst, ob ich mit meinem Nachen durch diese tobende Eismasse mich durch zu arbeiten vermöchte? Wie eine Rußschaale würde er zerbrechen und mir es mindestens ebenso ergehen wie dem Rehe.“

Jetzt wurden Stimmen in der Nähe vernehmbar. „Herbei, Ludwig!“ rief Julie laut.

Drei Hunde, immer einer größer als der andere, kamen hierauf in schnellem Laufe herbeigesprungen. Ein Knabe etwa von 12 Jahren, der, wie Julie, kein Stück der damaligen steifen, französischen Tracht an sich trug, sondern wie ein junger Schotte gekleidet war, folgte hinter drein.

„D sieh, lieber Bruder!“ klagte Julie, indem sie auf das gefährdete Reh zeigte — „Zwei Louisd'or habe ich schon dem Jakob versprochen, wenn er es rettet.“

„Ich lege eben so viel dazu“ — sprach Ludwig schnell.

„Vielleicht gelingt es uns,“ — meinte Jakob — „das Reh zu retten, wenn wir uns dorthin begeben, wo die Rhône einen fast spizen Winkel bildet. Es könnte wohl geschehen, daß dort das Eis sich stauete und so eine feste Brücke bildete, über welche dem Thiere beizukommen wäre.“ Mit einer langen Fischerstange und einem Seile versehen ging Jakob in Begleitung der beiden Kinder nach der bezeichneten Stelle ab. Ihnen nach folgte Maraud, der inzwischen eine Klinte aus der Hütte geholt hatte. Der Fischer hatte ganz richtig gerechnet. In dem Bogen, den die weit vorspringende Landzunge hervorbrachte, schoben sich die Eisschollen in tanzender Bewegung über einander und auch diejenige, worauf sich das Reh befand, gelangte glücklich in denselben Bereich. Eine Möglichkeit jedoch, über die schwankende Masse sichern Fuß setzen zu können, zeigte sich freilich nicht. In dem Augenblicke, wo das Reh näher als je dem Lande zutrieb und Jakob deshalb das mit einer Sählinge versehene Seil nach ihm auswarf, bligte die Klinte an Marauds Wange auf, das von dem Schusse getroffene Reh sprang jäh in die Höhe und fiel beim Niederstürzen in die

Fluthen hinab. Den Knall des Feuegewehrs hatte ein Schrei des Schreckens von Seiten der beiden Kinder begleitet.

„Nun —“ sprach Maraud, indem er herzutrat, triumphirend — „habe ich nicht das Reh seiner Noth quitt gemacht? Allein, ha! was seh' ich dort auf dem Wasser?“

Die Kinder und der Fischer mit ihnen sahen auch und überhörten darum Marauds Rede. Der Kopf des Rehes, sein Hals, später seine Vorderbeine, kamen über dem Wasser zum Vorschein. Letztere ruderten eifrig, erkletterten bald diese, bald jene Eisscholle, durchschnitten auf's Neue die Fluthen und halfen zuletzt dem Thiere glücklich an's Ufer, wo es jedoch völlig erschöpft zusammenbrach. Bei näherer Besichtigung, wobey Ludwig seine Hunde an sich behielt, erwies sich's, daß der linke Hinterfuß des Rehes von der Kugel verwundet worden war, stark blutete und dem Thiere das Entkommen unmöglich machte. Als Vater und Sohn, auf der Kinder Geheiß, das Reh nach dem Schlosse schafften, sprach Maraud unterwegß großend: „Nach den Gesetzen der Natur gehörte das Reh mir, seinem Schützen, zu; allein das menschliche Gesetz spricht Alles, was im Walde, Felde, in der Luft und im Wasser lebt, dem Adel zu. Was meint Ihr, Vater, werdet Ihr die verheißenen vier Louiß's'or noch erhalten oder nicht?“

Wiewohl diese weder der alte Fischer noch dessen Sohn, der Wildschütze, verdient hatte, zahlte sie doch Frau von Preech großmüthig aus. Das Reh wurde, bis auf einen hinfenden Gang, glücklich geheilt, gezähmt und den Kindern überlassen, welche es mit einem schönen Halsbände und zwei silbernen Schellen zierten, es auch zu ihrem täglichen Begleiter im Parke machten.

Als jedoch Herr von Preech, welcher längere Zeit verreist gewesen war, nach Hause kehrte und den Vorfall mit dem Rehe in Erfahrung gebracht hatte, begab er sich zum alten Fischer, dessen Sohn er mit harten Worten anließ.

„Um Fische zu fangen —“ sprach er zu ihm — „bedarf man keines Schießgewehrs. Aller Vermuthung nach, magst du schon manchnal mein Wild auf das Korn genommen haben. Geschieht dies nochmals, soll die ganze Strenge des Gesetzes über dich kommen. Und nun giebst du sogleich deine Flinte heraus — zu deinem eigenen Besten, oder ich werde dich dazu zwingen.“

Maraud lieferte die Flinte aus. Sein Mund blieb dabei

stumm; desto lauter murrte sein Inneres, das von Gift und Galle überfochte.

Herr von Prech hatte seine Jugendzeit in Schottland bei einem nahen Verwandten verlebt und daher rührte auch noch seine Vorliebe für die freie, ungebundene Kleidung dieses Landes, welche er zu derjenigen seiner Kinder gemacht hatte. Kein Puder färbte, kein Eisen brannte, kein Friseur verwirrte das schöne Haar derselben, welches in natürlichen Locken auf den nackten Hals herabwallte. Die Schnürbrust und der Reifrock, diese Auswüchse, erfunden, um vorhandene Gebrechen zu verbergen und nicht vorhandene hervor zu rufen, — sie verunstalteten nicht den Körper der beiden Töchter Prech's. Es gehörte kein kleiner Grad von Seelenstärke dazu, um der tyrannischen Mode zum Trotz diese Ausnahme von der damals allgemeinen Regel zu machen. Herr von Prech war aber auch der Mann darnach. Rauh und fest, wie die schottischen Hochländer, aber auch eben so bieder und treu, beharrte er auf dem von ihm als wahr erkannten Rechte und darum sprach er sich auch unumwunden gegen die begonnene Revolution aus, dabei der Rechtlichkeit mehr als der Klugheit huldigend. Als der eifrigste Vertheidiger des Königthums in Frankreich war seine öftere Anwesenheit in dem nahen Lyon nöthig, wo die Anhänger des Königs über die Empörer obgesteg und den grausamen Gallier — den Blutbruder Marats — hingerichtet hatten. Die Stadt und deren Umgegend genoß hierauf einer scheinbaren Ruhe, welche jedoch durch den Anmarsch einer Armee des Convents gar bald bedrohet wurde.

Während die Menschenkinder in Frankreich einander mordeten und Greuel auf Greuel häuften, ließ der liebe Gott nicht aufhören Sommer und Winter, Tag und Nacht, Frost und Hitze, Saatzeit und Ernte. Er ließ seine Sonne scheinen über die Bösen und Guten, und regnen über Gerechte und Ungerechte. Es war im Sommer des Jahres 1793 und einer der schönsten, heitersten Tage. Goldene Saaten reiften, Blumen blühten und über der blutgetränkten Erde sangen die Vögel, wölbte sich der friedlich blaue Himmel. Prech's Kinder genossen die Freuden ihrer Jugend. Während der Vater kämpfte, die Mutter bangte, die Dienerschaft auf der Hut war, spielten jene wie in der Zeit des tiefsten Friedens. Die Hitze des Nach-

mittags hatte sie in eine von der Natur gewölbte Laube des Parks getrieben, wo Julie ihr Reh zu bekränzen beschäftigt war. Das zahme Thier mit den klugen Augen schmiegte sich traulich an seine Herrin an und naschte lüftern von dem Windenlaube in Juliens Händen, die zart geröthet aus dem weißen Pelzbesatz des kurzen, sammetnen Oberkleides hervorkamen. Der eine ihrer kleinen Füße stand auf dem schmucklosen Strohhute des Mädchens und auch Molly, Juliens Hund, hatte darauf Platz genommen, indem er im wahren Sinne des Wortes seiner Gebieterin aufwartete und folgsam die Nase im Munde hielt, die jene in den Windenfranz zu flechten gedachte. Diesem anmuthigen Treiben sahen Ludwig und sein von ihm gehaltener Schäferhund aufmerksam zu, die beide neben der hingeworfenen Jagdtasche am Boden Platz genommen hatten. Hussa, der große Jagdhund, mußte, das Reh nicht durch seine Nähe zu erschrecken, vor der Laube bleiben und rieb seinen Leib an dem Lindenstamme, der die eine Säule des grünen Laubtempels bildete. \*) Die achtjährige Rosalie, der hier fehlende Theil des geschwisterlichen Kleeblattes, beschäftigte sich im Rücken der Laube, Julien den noch fehlenden Bedarf an Blumen zu pflücken.

Plötzlich jedoch spitzte Hussa vor der Laube die Ohren und schlug dann an. Starke, eilige Schritte kamen den Kiesweg daher. Es war der Precyschen Diener einer, welcher den Geschwistern sagte: „Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, daß Sie in der Nähe des Schlosses bleiben und nicht mehr diese Laube auffuchen sollten.“

Ludwig sah hierauf seine Schwester Julie fragend an; jedoch gewohnt, den elterlichen Befehlen sofortige Folge zu leisten, begaben sich die drei Kinder nebst den Thieren nach dem Schlosse zurück, wo sie ihren Vater reisefertig und mit der Mutter im Gespräche begriffen fanden.

„In meiner Abwesenheit magst du die Kinder um dich behalten, —“ sprach Precy — „aber wenn ich da bin, sollen sie nach ihrem Belieben frei umherspringen dürfen. Deine Furcht vor dem feigen Gefindel ist zu übertrieben, und hätten alle Edelleute gedacht und gethan wie ich, würde Ludwig XVI. noch heute leben und regieren.“

„Willst du uns denn schon wieder verlassen?“ fragte Frau

\*) Hierzu der Stahlstich: Die Geschwister.

von Prech traurig. „Lyons Wohl scheint dir mehr am Herzen zu liegen als das deiner eignen Familie.“

„Dort liegt die Stadt, —“ sprach Prech, indem er mit der Hand auf die hervorragenden Gebäude Lyons deutete — kaum dreiviertel Stunde entfernt. Noch vor Einbruch der Nacht bin ich wieder bei euch und bei dem kleinsten Anschein von Gefahr bringe ich euch in die Stadt. Doch Eins will ich noch thun. —“ Prech rief nach seinen Leuten. „Bemächtigt euch —“ gebot er „des alten Jakob Maraud und steckt ihn in das Gewölbe des Hauptthurmes. Er soll uns —“ wendete er sich zu seiner betroffenen Gattin — „als Geißel für seinen heimlich entwichenen Sohn dienen. Der Bursche ist ein Aufwiegler und jedenfalls zu den Rebellen geflüchtet.“

„Der arme Alte!“ versetzte Frau von Prech. — „Was kann er für seinen misrathenen Sohn? Erlaube mir wenigstens, lieber Mann, daß ich das Amt seines Wächters übernehme. Nicht im feuchten, kalten Gewölbe des Thurmes — hier in den wohnlichen Gemächern des Schlosses wollen wir des ehrlichen Fischers hüten.“

Als Herr von Prech das Schloß verlassen hatte, wurde der alte Jakob unter einem Vorwande zu Frau von Prech beschieden.

„Ihr seid ein alter, erfahrener Mann —“ redete ihn dieselbe freundlich an — „und sollt mir in Abwesenheit meines Mannes als Beschützer gelten. Man lebt jetzt in steter Besorgniß und die Diener will man dieselbe nicht immer gern merken lassen. Macht es Euch bei uns bequem und thut hier wie zu Hause.“

Jakob fühlte sich geschmeichelt und that, wie ihm geheißen worden. So kam der Abend heran. Während der Abendtafel hob Julie zu ihrer Mutter an: „Darf ich gehen, meine Aline aus dem Parke zu rufen? Sie kann gar nicht weit vom Schlosse sein.“

Julie ging nach erhaltener Erlaubniß. Noch hatte sie die Schwelle des Vorsaales nicht übertreten, als draußen vor dem Schlosse im Parke ein Schuß fiel, der sie betroffen stehen machte. Sie vernahm das eilige Daherkommen eines Thieres und indem sie die Saalthüre aufstieß, stürzte Aline, mit Blut überströmt, zu ihren Füßen nieder. Die weißen Rosen, die blauen Windenblumen, die grünen Blätter, das gelbe Halsband mit den Silberschellen — Alles war im Nu mit der purpurrothen

Blutquelle gefärbt, welche ihren Ursprung aus dem Halse des Thieres nahm. Aline röchelte schwer — hustete und brach Blut aus — sie leckte mit heißer Zunge die streichelnde Hand ihrer verzweifelnden Herrin — verdrehte das treue Auge und hauchte unter einem hangen Stöhnen ihren Geist aus.

Julien's Wehgeschrei hatte Alle im Schlosse herbeigerufen. Sie lag neben dem todten Rehe auf den Knien und achtete es nicht, daß dessen Blut ihr weißes, kostbar gesticktes Unterkleide und die goldgewirkten Gürtelenden benetzte. „Aline! meine Aline!“ rief sie schmerzlich — „bist du wirklich todt? auf immer mir entrißen?“ Unwillig scheuchte sie den Hussa hinweg, der das noch warme Blut vom Boden aufzulecken begann. „Sieh nur, meine liebe Mutter!“ sprach sie lautweinend. Ein plötzliches Geräusch in dem Rücken des Kreises, den die Anwesenden um Julien und das todt Rehe geschlossen hatten, machte diese befremdet sich umwenden. Großer Gott! Ein Haufe wilder, fremder Menschen, der unbemerkt in den Saal gedrungen war, hielt sie Alle umzingelt und die Mündungen drohender Feuergewehre auf sie gerichtet.

„Wer sich rührt, ist des Todes!“ ertönte der gräßliche Ruf. Und aus der Mitte der Bande trat hervor — Maraud, ein teuflisches Lächeln auf dem verzerrten Antlitze. Er schleuderte Julien vom Rehe hinweg, das er hierauf genau betrachtete, wobei er triumphirend ausrief: „Diesmal habe ich es besser getroffen als das erste Mal.“ Er band das blutbenetzte Halsband ab und steckte es in seine Tasche. „Hier, Aubry!“ fuhr er zu Brech's Koche fort — „richte uns das Wildpret ganz nach deines ehemaligen Herrn Geschmacke zu. Das Fell aber händigst du mir aus. Es soll sich gar sanft auf einem solchen ruhen, mir auch ein liebes Andenken des heutigen Tages werden. Und wenn ihr —“ wendete er sich zu seinen Spießgesellen — „in Brech's Gewehrkanmer eine Plinte findet, deren Lauf ein eingegrabenes Widderhorn trägt: so wisset, daß sie mir zugehört. Auf, laßt uns nun an die kostbare Beute gehen, nachdem wir dieses adelige Gezücht und dessen feile Dienerschaft unschädlich gemacht haben.“

„O Sohn, was muß ich an dir erleben!“ jammerte der Fischer. „Was werden meine Augen sehen!“

„Den Sieg der Bürger über die Tyrannenknechte!“ rief

Maraud fröhlich. „Fortan sind wir die Herren und lassen uns von den Edelreuten bedienen.“

„Dies wird weder mein Vater noch ich jemals thun —“ sprach Ludwig stolz.

Statt der Antwort legte Maraud sein Gewehr auf den vorlauten Knaben an, den die Seinen mit ihren Leibern zu decken sich bemühten, und drückte wirklich ab. Hatte er aber vergessen, daß er die Ladung bereits an dem Neße verschossen, oder wollte er nur den jungen Prect in Schrecken jagen?

Der Letzte sah sich hierauf mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern in dasselbe Thurmgewölbe eingesperrt, welches Marauds Vater aufzunehmen bestimmt gewesen war. Die Diener des Schlosses, welche mit den Rebellen nicht gemeinschaftliche Sache machen wollten, wurden, mit alleiniger Ausnahme Aubry's, geknebelt und bewacht. Nicht lange wahrte es, so erscholl das wüste Loben des zügellosen Hauses durch alle Räume des ausgeplünderten und verheerten Schlosses, und drang selbst bis in den stillen Raum, in welchem Frau von Prect um das Leben ihres Mannes hingte, den sie jeden Augenblick im Schlosse zurück erwartete. Eine sich mehrende Feuer- gluth, deren Schein durch das kleine Gitterfenster des Gewölbes hereinstiel, belehrte die Eingesperreten über das Schicksal des Schlosses. Nicht lange darauf vernahmten diese vor der Thüre ihres Gefängnisses die Stimme des gänzlich betrunkenen Maraud, welcher die Worte lallte: „Geht weg, Vater, oder — es giebt ein Unglück.“

„Barbar! —“ versetzte der alte Jakob zornig — „nur über meinen Leichnam kannst du hier eintreten. Kann ich sie nicht vor deiner Wuth retten, so will ich wenigstens mit ihnen sterben.“

Frau von Prect vernahm einen dumpfen Schlag gegen die Thür, dem ein lauter Schrei und die hastig ausgestoßenen Worte folgten: „Ha, Fluch — und abermal Fluch dir — in alle Ewigkeit!“

Es ward still, nachdem ein Mensch draußen schnell davon gesprungen war.

Eine entsetzliche halbe Stunde verstrich, in welcher die Eingesperreten das Zusammenstürzen der Dächer und Giebelmauern vernahmten und, in der Erwartung eines nahen Todes, ihre Seelen dem himmlischen Vater befohlen. Da ertönte

plötzlich draußen Precty's Stimme in furchtbarer Stärke: „He-loise! Ludwig! meine Kinder! wo seid ihr?“

Schon in der nächsten Minute lagen die Befreiten an Precty's Brust. Dieser stieß, indem er die Seinen aus dem Thurne geleitete, einen Leichnam aus dem Wege, in welchem Frau von Precty mit Entsetzen den alten Fischer erkannte.

„Er starb für uns —“ klagte sie — „und — schrecklich genug — durch des eignen Sohnes Hand!“

„So ruhe er denn in Frieden —“ versetzte Precty. Dann aber riß er sein Schwert aus der Scheide und solches gen Himmel streckend, daß die Flammen des brennenden Schlosses darin sich blutroth spiegelten, sprach er gelobend: „So lange ich diesen Arm und ein Schwert zu führen vermag, schwöre ich, die Mörderhande zu vernichten, wo ich nur weiß und kann. O daß wir nicht eher hier sein konnten!“ Trauernd zog er mit dem zusammengerafften Haufen Lyoner und den Seinen nach der Stadt zurück.

Am 9. October 1793 brachen aus Lyons Thoren, das seit dem 7. August durch eine Armee des Convents belagert und beschossen wurde, zweitausend verzweifelte Männer hervor. An ihrer Spitze der kühne Precty, und in ihrer dichtesten Mitte dessen Frau und drei Kinder. Die Belagerer empfingen das muthige Häuflein mit Ingrim, und der heißeste Kampf begann, in welchem Precty überall der Erste war. Nicht Franzosen und Landsleute —, wilde Thiere würgten gegen einander, von denen keines um Gnade flehete, noch solche annehmen mochte. Mit Entsetzen sahen Lyons Bewohner von der Höhe der Stadt dem furchterlichen Gemetzel zu, unter dessen blutigen Streichen das kleine Heer der Ausgefallenen sichtlich zusammen schmolz, obgleich diese ihr Leben doppelt theuer verkauften. In einem fast unkenntlichen Zustande, von Blute starrend und mit Wunden bedeckt, gelang es nur achtzig von den zweitausend sich bis zur nahen Schweiz durchzuschlagen. Die Übrigen alle waren eines ruhmvollen Todes gestorben. Precty, ein anderer Leonidas, dessen Namen uns kaum die Geschichte bewahrt hat, war einer von jenen achtzig Ueberlebenden, doch hatte er außer dem Untergange so vieler tapfern Leidensgefährten, den Verlust seiner Gattin und Kinder zu betrauern, die im Getümmel des Gefechts entweder getödtet oder, was noch schrecklicher war, in

die Gefangenschaft der unmenschlichen Republikaner gefallen waren. Schon den nächsten Tag darauf wurde Lyon, seiner mutigsten Vertheidiger beraubt, ohne Capitulation von dem Belagerungsheere in Besitz genommen und die Stadt der grausamen Willkür der Sieger preisgegeben. Das Endurtheil des Convents zu Paris lautete über Lyon also: „Lyon war gegen die Revolution — Lyon ist nicht mehr.“

Blos ein Pfahl mit dieser Inschrift sollte die einstige Stelle der großen Stadt bezeichnen, und diese daher dem Erdboden gleich gemacht werden. In diesem Sinne begann auch das große Vernichtungsgeschäft. Mehr als sechstausend der als schuldig befundenen Bewohner wurden in Masse durch Kartätschenladungen gemordet, während ganzer sechs Monate die schönsten Bauwerke Lyons niedergedrückt, bis endlich die Rache erkaltete und die zerstörungswüthigen Arme erlahmten.

An einem Frühlingmorgen des Jahres 1794 wand ein junges Mädchen, das vor einer ärmlichen Hütte des Dorfes Oberhalbstein in der Schweiz auf einer Bank saß, einen Kranz von gelben Schlüsselblumen. Die Sonne mit ihren sanft wärmenden Strahlen meinte es, ob schon es erst im Anfange des Märzmonats war, recht gut; nur wenn ein scharfer Luftzug von dem schneebedeckten Alpengebirge hernieder wehte, fühlte man sich noch in den Winter versetzt. Das Gras grünte bereits lustig im Thale, und die Knospen der Bäume hatten ihre braunen Hüllen zersprengt. Die Hirten bliesen probirend den Kuhreigen, und das Vieh in den Ställen accompagnirte brüllend vor Ungebuld, bald wieder zu den lustigen Höhen emporsteigen zu dürfen. In dem Schooße des Mädchens lag, halb unter den Schlüsselblumen versteckt, ein geflecktes Meerschweinchen, das die ersten Frühlingstinder lustern beschnohberte und nur durch die streng geführte Aufsicht von Seiten seiner Herrin, von dem Raschen abgehalten wurde. Als der Kranz fertig war, band ihn die Kleine dem Thierchen um den Hals, wobei sie seufzend sprach: „Wenn es Rosen und Winden wären, so sähe die kleine Alne bald unfröhen großen ähnlich, als sie damals bei uns in der Parklaube war. Ach damals!“ Sie wischte sich eine große Thräne aus dem glänzenden Auge und fuhr, nach einem schüchternen Umschauen, halblaut in ihrem Selbstgespräche fort: „Damals,

da hatte eins von uns mehr Betten in seinem Lager, als wir jetzt alle zusammen, und vor Freuden springen würden wir, wenn wir jetzt hätten, was die große Mline nicht einmal essen mochte. Die arme Mutter! nicht einmal wieder hat sie uns eins ihrer hübschen Liedchen vorgesungen, seitdem wir unser Schloß verlassen mußten. Und Lachen — das fällt ihr gar nicht mehr ein; aber desto mehr das Weinen. Und dann müssen wir jedesmal mitweinen, wir mögen wollen oder nicht. Wenn diesmal Ludwig keine Nachricht vom Vater aus der Stadt bringt, so weiß ich wirklich nicht, wie es noch werden soll. Der Mutter Geldbeutel, der vorigen Herbst noch so voll und schwer war, ist er nicht weit magerer als wir selbst geworden? Was hat nicht schon die Zeitung und der Mutter Krankheit gekostet! Mit grauem Zwirne hat Julie die Sohlen auf meinen Schuhen anheften müssen, und dünner und dünner wird mein wollener Unterrock. Besäße ich nicht meine kleine Mline —“

Sie hielt plötzlich inne, denn eine Frau, deren zwar abgetragene, doch reinliche Kleidung auf einen höhern Stand schließen ließ, erschien in der Thür der Hütte. Ihr langsamer Gang zeugte von Schwäche, und ihr bleiches Antlitz von tiefem Gram. Ein größeres Mädchen führte sie am Arme und geleitete sie nach der Bank hin, wo die Kleine sofort willig Platz machte.

„So!“ sprach die ältere Schwester, nachdem die Frau sich niedergelassen hatte — „hier können Sie sich sonnen, liebe Mutter, und sind gleichwohl vor dem häßlichen Föhn gesichert, der aus den Alpengründen hervorstreicht.“ Diese Worte wurden, wie die ihrer Schwester, in französischer Sprache geredet. Die Frau saß eine Weile still da und betrachtete das Meerschweinchen mit seinem gelben Blumenhalsbände. Dann hob sie das blasse Gesicht empor, blickte in die Ferne und sagte: „Julie, kommt Ludwig noch nicht aus dem Städtchen wieder?“

„Dort ist er!“ rief Rosalie freudig und begrüßte den rasch nahenden Bruder mit dem Wehen ihres Taschentuches. „Er weht nicht wieder —“ sprach sie betrübt — „und deshalb bringt er auch keine frohe Botschaft.“

Sie hatte Recht. Alle Aufrufe in den Zeitungen nach dem verschollenen Herrn von Precy waren bis jetzt erfolglos geblieben und nur zu gewiß schien deshalb dessen Tod zu sein.

Während Ludwig seinen trostlosen Bericht erstattete, naheten sich der betrübten Mutter der Ortsvorstand und dessen

Beißter. Eine flüchtige Erinnerung an die Biederkeit ihrer alten Vorfahren machte sie erst einigemal verlegen husten, bevor sie ihre Worte anbrachten.

„Wie Ihr wissen werdet, gute Frau —“ hob der Ortsvorstand an — „so geht Eure Miete mit diesem Monate zu Ende. Wir brauchen dieses Gemeindehaus weiter und daher —“

Er ließ den Schlusssatz unvollendet, der eben nicht schwer zu errathen war.

Ueber das bleiche Antlitz der Frau von Brech hatte sich eine leichte Röthe verbreitet. Ihre Lippen zuckten schmerzlich, als sie entgegnete: „Ich verstehe Euch, guter Mann. Ihr fürchtet, daß die verarmte Flüchtige die Miete ferner nicht wird bezahlen können, wohl gar hier sterben, mit ihrem Begräbniß und ihren Kindern Euch zur Last fallen dürfte?“

Der Vorstand zuckte die Achseln. „Unsere Gemeinde ist sehr arm —“ sprach er — „und vermag kaum die eigenen Dürftigen zu unterstützen. Allein, wir wollen Euch nicht ohne Weiteres vertreiben, vielmehr thun, was in unsern Kräften steht. Glaubt uns: Ihr seid hier am unrichtigen Orte, um Nachricht von Euerm Manne zu erhalten. In unsre Abgeschiedenheit dringt nur selten und zufallsweise die Kunde von den Weltthändeln. Drüben über dem Gebirge ist dies anders. Dort sind die Leute wohlhabender, darum auch neugieriger und mit den Zeitungen vertrauter als wir. Am Wirthshause hält ein Fremder, ein Landsmann von Euch, mit einem stattlichen Fuhrwerke und zwei raschen Pferden. Willigt Ihr ein, so dingen und bezahlen wir die Fuhr, die Euch mit Euern Kindern über den Julier bringen soll. Wir sind überzeugt, daß Euer Landsmann dann für Euer weiteres Fortkommen kräftiger sorgen wird, als wir armen Leute vermögen.“

Frau von Brech fügte sich in ihr Schicksal, das unabwendbare! Dasselbe wurde in etwas durch den Gedanken gemildert, daß es ein Landsmann war, der sie begleiten sollte. Wer spräche nicht gern einmal von dem geliebten Vaterlande und in dessen Muttersprache? Zwar besaß das Gesicht des Fuhrwerkbesizers eben nichts Einladendes. Eine breite Schmarre über das halbe Antlitz und ein wilder Bart verliehen ihm ein häßliches, ja abschreckendes Aussehen; eben so klangen die kurz und rauh herausgestoßenen Worte gar nicht wie glatte französische Laute. Hierzu kam noch, daß der Mann, nachdem die Abfahrt geschehen war,

sehr oft einer großen Flasche hitzigen Kirschwassers zusprach — ein Umstand, der bei einem Uebergange über den hohen Julier am unrechtesten Orte ist. Die Auffahrt ging langsam von Statten. Nach einer Wegstunde gelangte man schon in die Schnee- und Eisregion. Hier war es still und einsam wie auf einem Friedhofe. Die Gipfel der Berge umher streckten ihre weißen Felsenzacken trotzig zum blauen Himmel empor und spotteten des eisig kalten Windes, der sie umbrauste. Dagegen hüllte sich Frau von Brech mit ihren frostbedenden Kindern fester und fester in die Decke ein, welche ihr der Fuhrmann gegen der Kälte Macht geliehen hatte. Murrend entbrodelte ein Bach dem Eisgebilde eines Gletschers und eilte in raschen Sprüngen dem wärmeren Thale zu. Und die Kinder wünschten heimlich mit ihm zugleich hinabzuspringen; denn die Kälte wurde immer schneidender. Mit der verstummten Familie contrastirte grell des Fuhrmanns immer mehr sich steigende, fröhliche Ausgelassenheit, jedenfalls eine Folge des genossenen Branntweins. Er schrie in die Klüfte hinab, das Echo zu wecken; er brüllte das republikanische *Ca ira* und peitschte dazwischen fluchend auf seine dampfenden Pferde ein. Nach vier langsam verstrichenen Stunden hatten die Reisenden die letzte Höhe erreicht, wenige Schritte noch und die Straße senkte sich abwärts. Da machte der Fuhrmann plötzlich Halt.

„Ich muß Euch ersuchen, Madame —“ polterte er — mit Euern Kindern für eine Minute lang abzustiegen. Dann soll es desto rascher mit uns gehen.“ Er half der halb erstarrten Frau und deren Kindern vom Wagen, der hierauf langsam den Gipfel des Julier erklimmte. Dessen ungeachtet vermochten die steif gefrorenen Beine der Brech'schen Familie jenem kaum zu folgen. Jetzt hielt das Fuhrwerk, dessen Besitzer jedoch keine Miene machte, den eingenommenen Sitz zu verlassen, um den Wandrern das Aussteigen zu erleichtern. Vielmehr streckte er, als sie Miene machten, ohne seine Beihilfe den Wagen zu ersteigen, seine Peitsche wie abwehrend ihnen entgegen.

„Kennt Ihr mich, Frau von Brech?“ fragte er mit ganz veränderter Stimme. Während die Aermste hierauf betroffen ihn anstaunte, zog er etwas aus der Tasche. „Kennt Ihr dies, Jungfer Julie?“ Der Mann zeigte Almens einstiges Halsband mit den silbernen Schellen her. „Kennt ihr dies

Fell, Monsieur Ludwig?" — fuhr er, an dem Entsetzen der versteinerten Familie teuflisch sich weidend, fort und schlug dabei mit der flachen Hand auf die Decke, die seine Füße umgab. „Freund Aubry, der Koch, hatte uns an jenem lustigen Abende in Eurem einstigen Schlosse den Braten des Rehens ganz delicat zugerichtet. Nun, Rosalie, kennt Ihr wirklich Euern Maraud nicht mehr, der Euch manchmal auf der Rhône umhergerudert hat?" Nimmer hätte ich mir eingebildet, Euch nochmals in meinem Leben und gerade hier zu begegnen, wo Ihr mir in die Hände laufen mußtet. Frau Brech, schauet her: diese Schmarre zeichnete mir Euer Gemahl in's Antlitz, als er sich aus Lyon fort zu stehlen versuchte. Er ist todt, ich aber lebe noch und stehe eben im Begriffe, mit meiner in Eurem Schlosse gemachten Beute mich drüben in Italien zur Ruhe zu setzen. Ich kann Euch nicht ansinnen, länger noch den Euch verhafteten Maraud zu begleiten und darum —“ er peitschte auf seine Pferde ein — „lebet recht wohl.“

Die Kniee waren unter Frau von Brech zusammengebrochen. Ein Blick jedoch auf die frostzitternden Sammergestalten ihrer Kinder gab ihr die Macht der Sprache wieder. „Maraud!“ rief sie außer sich — „erbarmt Euch unsrer, auf daß sich Gott Eurer wieder erbarme!“

„Gott?“ höhnte der entsetzliche Mensch zurück — „Wißt Ihr nicht, Madame, daß derselbe von dem Convente in Frankreich abgesetzt worden ist und daß nur allein die Vernunft noch verehrt werden darf?“

„Ungeheuer!“ schrie Frau von Brech voll Schaudern.

„Man muß nichts halb sein in der Welt —“ spottete Maraud vom Wagen herab — „selbst kein halbes Ungeheuer. Ich schwöre Euch zu, daß nichts auf der Erde mehr mich zum reuigen Sünder bekehren soll, am allerwenigsten Ihr mit Eurer Brut.“ Die Pferde, von ihm gepeitscht, brausten davon.

„Sie fahren mit ihm zur Hölle!“ sprach Frau von Brech thränenlos und heftig zu ihren Kindern. Wir aber sind in unseres Gottes Nähe. Seht ihr seinen blauen Himmel und die leuchtende Sonne über uns? Und selbst auf dem Rücken jener Eisberge thront die heilige Mutter Gottes mit dem allerbarmentenden Kinde. Laßt uns muthig weiter wandern. Dadurch erwärmen wir unsre erstarrten Glieder und Gott wird Kraft

in dieselben gießen, daß wir das Ende unsrer Wallfahrt glücklich erreichen.“

Und die Aermsten umschlossen sich mit ihren Händen und Schritten muthvoll durch das Schneegefilde dahin, einander Worte des Trostes und der Aufmunterung zusprechend. Aber ach! gleich einem kurzen Kaufe zerrann die erkünstelte Kraftäußerung und machte dann einer desto größeren Hinfälligkeit Raum. Von ihr zuerst heimgesucht fühlte sich die krankheitschwache Frau von Preey, die umsonst ihre ganzen Kräfte aufbot, ihren Zustand zu verbergen. Schnell genug hatten die erstarrten Hände sich gelöst, um sich an irgend einem wärmenden Orte des eignen Leibes zu verstecken. Stumm und still schritt Jedes einzeln hinter dem andern hin und der eisige Wind, der das nur spärlich glimmende Lebens-Flämmchen in der erkäl-teten Brust zu verlöschen drohte, lösete allgemach die sonst so festen, heiligen Bande der Natur und Zärtlichkeit. Stier und theilnahmslos haftete der Blick auf den dahinwankenden Fü-ßen des Voranschreitenden, und geschah es, daß derselbe vor Schwäche stehen blieb, so schritt der Nachfolgende mit stillem Murren neben ihm vorbei, oder rastete gleich jenem. War es nicht auf dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, wo ein Jeder seinen Weg unaufhaltsam weiter verfolgte, obgleich dicht an seiner Seite der beste Freund, der Bruder, Sohn oder Vater von der grimmigen Kälte darnieder geworfen wurde? — Aber nein! dort waren es ja lauter Männer, keine Mutter, die eher ihr eigenes Leben dahin giebt, als ihr mit Schmerzen geborenes Kind im Stiche läßt. Von derselben Gefinnung beseelt war auch Frau von Preey, welche allmählig die Letzte des kleinen Leichenzugs geworden war. Vor ihr her trippelte die kleine Rosalie, gehütet von der Mutter angstestülftem Blicke. Mehr und mehr sah sie das Kind ermatten, wanken, stehen bleiben und langsam weiter gehen. Ethen gellenden Schrei vermochte die Mutterbrust noch auszustoßen, als Rosalie mit einem Male niedersiel und bewegungslos liegen blieb. Auch die älteren Kinder standen, als Frau von Preey ihr sterbendes Kind in ihre Arme empor riß. Ein Blick voll Schmerz und Zärtlichkeit erglänzte noch aus dem brechenden Auge des Kin-des und blieb auf der Mutter haften, bis der letzte Athenzug seine Brust erhob und seine bleichen Lippen bewegte. Als alle Belebungsversuche erfolglos blieben, versuchte die Mutter

ihr Kind auf ihren Armen fortzutragen. Ach, sie vermochte ja nicht einmal den eigenen Körper zu erhalten! Schon nach wenig Schritten mußte sie die schwere, eisigkalte Bürde wieder nieder legen. So stand sie vor der kleinen Leiche, unentschlossen, was sie beginnen sollte. Es war kein Blick frommer Ergebung — wohl aber der bitteren Anklage, den Frau von Precth jetzt zum wolkenlosen Himmel richtete. Aus ihrem dumpfen Brüten weckte sie endlich das laute Weinen der noch lebenden Kinder. Verwundert sah sie dieselben an; denn ihr Auge — das Auge der Mutter, hatte ja keine Thränen für die Geschiedene! Ach, Julie und Ludwig weinten nicht vor Trauer, sondern vor Frost, der ihre Gebeine durchschüttelte und ihre Zähne laut zusammenklappen machte.

Instinctmäßig handelte nun Frau von Precth. Sie küßte ihr Kind, das erkaltete, segnete und bettete es sorgsam in den Schnee. Das Meerschweinchen, das, leblos wie seine kleine Herrin, in deren gegen die Brust gedrückter Schürze ruhte, blieb auch im Tode ihr Eigenthum. Von den erstarrten Füßen zog, nicht ohne Anstrengung, Frau von Precth die durchnäßten und schadhastigen Schuhe des Kindes ab; denn sollte nicht die Kleine schlafen gelegt werden, wo man gewöhnlich auch die Strümpfe entfernt? Hierauf schaufelte die Mutter mit ihren Händen über die Leiche eine Schneedecke, die zum weißen Grabhügel wurde. Hoffte sie dabei vielleicht noch immer auf eine mögliche Wiederbelebung oder wollte sie dadurch ihr Kind vor den Angriffen der Wölfe und Raubvögel sichern? Die unscheinbaren Schuhe, welche Frau von Precth als das einzige, theure Andenken ihres Kindes einzustecken ging, waren sie nicht von der Mutter selbst in guten Zeiten in Wolle genäht worden? Wie die Schuhe hatte sich auch das Glück der Precth'schen Familie umgewandelt. Eine Holzstange, welche ein Fuhrmann von seinem Wagen verloren haben mochte, und deren die Mutter jetzt ansichtig wurde, veranlaßte dieselbe zu einer schnell ausgeführten Handlung. Sie steckte die Stange in den Schneehügel, unter welchem die kleine Rosalie friedlich schlief, und hing den einen ihrer Schuhe darauf. Lieber Leser! was anderes sollte diese kunstlose Grabchrift besagen als: „Wandrer, der du diese Stange nebst dem kleinen Schuhe darauf erblickst, öffne den darunter befindlichen Schneehügel und bestatte die darin ruhende Kindesleiche, dafern sie nicht wieder in's Da-

sein zu rufen sein sollte, in geweihter Erde, auf daß die gebeugte Mutter wenigstens diesen Trost noch habe?“ D hinfällige Eitelkeit dieser Welt! Eine Stange nebst einem Schuhe stellte das marmorne Grabdenkmal vor, auf welchem mit großen, goldnen Schriftzügen die Inschrift prangt: „Allhier ruhet in Gott die reiche Erbin der Herrschaft von Château rouge!“

In den nächsten tausend Schritten ähnelte Frau von Brech dem heidnischen Gotte Janus mit dem doppelten Gesichte, indem sie bald auf den Grabhügel zurück, bald auf ihre Kinder vor sich blickte. Dann riß auch ihr Lebensfaden, den leibliche wie geistige Noth zernagt hatten. Sie sank in den Schnee dahin, wie eine vom Hagel geknickte Pflanze, und ihre beiden Kinder mit ihr, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Urheberin ihres Lebens zu erretten. An jeder ihrer Seite lag, von ihren Armen umschlungen, ein Kind, eng an die Mutter angebrückt, als hätten sie versuchen wollen, so unter den mörderischen Hieben des bleichen Sensenmannes hinweg zu schlüpfen. Und der Himmel trauerte nicht — er blieb heiter und blau. Und der Bach hüpfte wie zuvor munter von Stein zu Stein. Die Genssen trieben sich lustig auf den Felszacken umher, und der Adler schwebte in weiten Kreisen hoch über den drei Gefallenen. Der Eisvogel setzte sich neugierig auf den bunten Schuh der Stange und pickte in denselben, daß er hin und her sich bewegte. So wohnen und freuen sich in und auf den Gräbern unsrer Lieben eine Menge Thiere ihres Lebens, und die Stätte unsers Schmerzes wird für vernunftlose Geschöpfe eine Quelle der Lust!

Der erste Mensch, welcher nicht lange darnach den Ort betrat, wo die Brechische Familie ihren Untergang gefunden hatte, war ein gutmüthiger, wohlhabender und wohlbeleibter Viehhändler, den zwei muntere Braumen in einem leichten Kollwagen den hohen Zulier hinauf zogen. Sein großer, zottiger Hund, der den Vorläufer machte, hatte nicht sobald das menschliche Kleeblatt im Schnee liegend entdeckt, als er auch schon seinen Fund durch ein lautes Wellen kund machte.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief der Mann erschrocken aus, indem er die Frau mit ihren Kindern erblickte — was ist das? Der Spitzhube von Franzose, der mir begegnete, mußte die armen Menschen noch lebend oder schon todt hier oben ange-

troffen haben. Warum hat er sie in beiden Fällen nicht in seinen Wagen genommen? warum nicht einmal ein Wörtlein mir von ihnen gesagt — mir vielmehr eifrigst von dem Weiterfahren abgeredet, vorgebend, daß der Berg nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr zu passiren sei? Seht einmal, wie das unvernünftige Thier diesen unbarmherzigen Menschen beschämt!“

Wirklich bezeugte der Hund eine wahrhaft rührende Theilnahme gegen die Verunglückten. Er heulte laut und schmerzlich, leckte mit seiner warmen Zunge abwechselnd der Mutter und Kinder Antlitz und Hände, und war wie sein Herr bemüht, die Erfrorenen in's Leben zurück zu rufen. Und der wackere Viehhändler handelte wie der barmherzige Samariter. Zwar gab es hier keine Wunden auszuwaschen und zu verbinden; auch fehlte ihm das Fläschchen mit dem Oele und der treue Esel. Allein dafür besaß er rührige Hände, die mit Schnee die erstarrten Glieder rieben — eine Flasche voll feurigen Kirchwassers und einen Wagen mit wärmenden Decken versehen — Dinge, die er nach bestem Wissen jetzt anwendete.

Bei dem Knaben glückte es ihm zuerst, den erloschenen Lebensfunken wieder anzufachen. Dieser schlug die matten Augen auf, die sich in denen des ihn leckenden Hundes abspiegelten. Da überflog der Abglanz eines freudigen Lächelns das bleiche Antlitz Ludwigs und mit leiser Stimme hauchte er die Worte hervor: „Du bist's Hussa?“ Dann schlossen sich wieder die todmüden Augen. Der Mann hingegen bettete hierauf unter frohem Jauchzen die nur Scheintodten in seinen Wagen, dort, während er die Pferde rasch laufen ließ, seine menschenfreundlichen Bemühungen fortzusetzen. Demnach würde er jedenfalls Rosaliens Kühler Grabstätte vorüber geflogen sein, ohne das sonderbare Grabdenkmal zu bemerken, wäre nicht wieder der Hund dessen scharfsinniger Entdecker gewesen. Durch Hussa's lautes Winseln aus seinen Wiederbelebungsversuchen gewaltsam gerissen, blickte der Viehhändler in demselben Augenblicke um sich, als unter den scharrenden Füßen des Hundes die Stange nebst dem darauf gesteckten Schuhe umfiel. Wie nun unter dem ausgewählten Schneehäuflein das bleiche Antlitz noch eines zarten Kindes zum Vorschein kam, da überströmten heiße Thränen die gebräunten Wangen des Menschenfreundes, dessen erneuerte Fürsorge sich sogar bis über das erstarrte

Meerschweinchen erstreckte, und der, als er schon nach einer Stunde mit den schweißgebadeten Pferden in Oberhalbstein einfuhr, bald dessen Ortsvorstehern mit der schärfsten Ahndung drohte, bald den glücklich in's Leben Zurückgebrachten den kräftigsten Trost zusprach.

Unter der sorgsamten, kein Opfer scheuenden Pflege des Ehrenmannes erholten sich die Kinder wie das Meerschweinchen in kurzer Zeit. Allein Frau von Preech war unfähig geworden, fortan ihre Beine zu gebrauchen. Sie fühlte sich gänzlich gelähmt und darum freudenlos. Aber auch da verlor der Viehhändler den Muth und die Hoffnung nicht. „Unser heißes Pfefferbad —“ tröstete er die Klagende — „hat schon viele Wunder gethan und manche Arme und Beine wieder rührig gemacht. Sobald Sie die Reise vertragen können, schaffe ich Sie dahin, und ist ihr Gatte noch unter den Lebenden, so will ich ihn schon ausfindig zu machen wissen. Aber Gnade Gott dem Glenden, der Sie und Ihre Kinder auf dem Julier aussetzen konnte, wenn er mir in den Weg kommt! Hussa soll ihn mit seinen Zähnen zerreißen und so der Rächer seiner alten Herrschaft werden. Schon deshalb müssen Sie mir den Hund lassen, den ich noch zehnmal lieber gewonnen habe. Guter Gott, wer dieß geahnt hätte, als ich das treue Thier von einem Schweinetreiber aus Languedoc für 10 Franken erhandelte!“

Nur zu oft pflegt es zu geschehen, daß die Menschen, wenn sie gefährlich erkrankt sind, ihren Arzt als einen rettenden Engel betrachten und als einen solchen preisen. Mit der allmählichen Besserung schwindet auch stufenweise diese innige Verehrung gegen ihren Helfer, und nach erfolgter Genesung erinnert sich der Patient mit Widerwillen daran, daß er des Arztes Belohnung klingend abzutragen habe. Wie mit dem Arzte, verfährt der Mensch auch mit Gott, und nur allzuwahr sagt die Schrift: „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich, und wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstlich.“ Der gute Mensch jedoch vergißt nie des Helfers und dankt demselben zu allen Zeiten. Also machte es auch Frau von Preech, nachdem der Besuch des Pfefferbades ihr den Gebrauch der Glieder wieder gegeben hatte. Es war ihr erstes Geschäft, den Tempel des Herrn nach ihrer Wiederherstellung aufzusu-

chen und dem Allerbarmer, im Vereine mit ihren Kindern, für die wahrhaft wunderbare Rettung ihrer Mütter zu danken. Da knieet die schwer geprüfte Dulderin vor dem Altare, umgeben von ihren wieder fröhlich blühenden Kindern, die, ihre Mutter vor einer möglichen Erkältung auf den kühlen Steinplatten zu bewahren, unter deren Kniee ein Federkissen sorglich untergebreitet, auch der noch immer etwas Schwachen einen Stuhl bereit gestellt haben. \*) Man sieht auf dem Bilde die heiligste Andacht in den Augen und Mienen der Mutter und ihrer beiden älteren Kinder glühen, und wenn die voran knieende kleine Rosalie ihr liebliches Antlitz lächelnd auf den Beschauer gerichtet hält, so ist das mit der Jugend der Beterin wohl zu entschuldigen. Niemand aber lächle über Frau von Prech, wenn sie die nun entbehrlich gewordenen Krücken vor dem Altare dankend niederlegt und solche, zum Troste für andere Leidende, dem Gotteshause hinterläßt. Bals sollte auch Frau von Prech eine noch größere Freude — die Wiedervereinigung mit ihrem Gatten — erleben, welche, gleichfalls von dem braven Viehhändler Bertram herbeigeführt, nicht beschrieben, sondern nur mitgeföhlt werden kann. Eine vor Lyon erhaltene Wunde, die den rechten Arm gelähmt, verhinderte den Herrn von Prech, seinen gethanen Schwur ferner zu erfüllen und verurtheilte ihn sonach zu einer Unthätigkeit, die seine Gattin im Stillen segnete, auch später die Folge ward, daß er nach dem Regierungsantritte des Kaisers Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland und mit ihr zugleich sein Erbe wieder erhielt.

Das gerettete Meerschweinchen zog mit in das wieder neu aufgebaute Schloß ein; eine andere Aline fand sich auch in einem gezähnten Neße wieder, und Bertram sprach, öfter als sein mit Glück fortgeführtes Handelsgeschäft erheischte, in dem Prech'schen Schlosse ein, stets als der treueste, beste Freund empfangen und geehrt. Nur bei dem Andenken an einen Menschen kochte jedesmal Prech's Blut heiß auf, und allein diese Erinnerung trübte sein jetziges Glück: Maraud stand oft im Wachen wie im Traume vor ihm und forderte ihn höhnisch auf zur Vergeltung seiner schwarzen That.

Elf Jahre waren entflohen, als der zum Manne aufge-

\*) Hierzu der Stahlstich: die Genesung der Mutter.

schlossene Ludwig von Prech mit seinem Vater in Lyon bei einer Trödlerbude vorbei ging, wo ihm ein dafelbst aufgehängtes Lederhalsband mit zwei blank gepuzten Silberschellen in die Augen fiel. Das Band war unscheinbar geworden, doch erkannte Ludwigs Scharfblick alsbald die auf den Silberschellen eingegrabenen Schriftzüge als den Namen seiner Schwester Julie. Und sein Vater, aufmerksam gemacht durch die sichtliche Betroffenheit seines Sohnes, begriff blitzschnell, um was es sich hier handle. Ohne erst nach dem Preise zu fragen, bemächtigte er sich des Bandes, dann zahlte er mit zitternden Händen die ziemlich hohe Forderung, dabei mehrmals den Namen und die Wohnung des vormaligen Besitzers, der als ein verarmter und erkrankter Bürger geschildert wurde, sich wiederholen lassend. Ohne Raft rannte Prech nach dem bezeichneten Hause, in welches er, das Halsband in der gelähmten Rechten, den gezückten Dolch in der Linken, einstürzte.

„Wo ist —“ keuchte er zu einem weinenden Weibe, das in dem elenden Vorgemache neben zwei in Lumpen gehüllten Kindern saß — „Maraud — der Teufel?“

„Dann seid Ihr fehl gegangen, mein Herr —“ versetzte das Weib, sich die Augen trocknend — „mein Mann heißt nicht Maraud, sondern Jilet. Eben sagt er dem hochwürdigen Vater Paroche seine Beichte her, denn er hat wohl kaum noch eine Stunde zu leben.“

Indem Prech die nächste Thüre aufreißen wollte, trat ein ehrwürdiger Geistlicher mit dem Allerheiligsten in den Händen heraus. „Freuet Euch, arme Frau —“ redete er die Schluchzende feierlich an — „jetzt mit den Engeln im Himmel über einen großen Sünder, Euern Mann, der Buße gethan hat. Bittet zugleich Gott mit mir, daß er darin beharre bis an sein, Gott gebe baldiges Lebensende. O, es bedurfte einer so langen, schmerzlichen Züchtigung, um ein ehernes Herz zu schmelzen wie Wachs an der Sonne —“

Der ältere Prech wartete das Ende dieser Rede nicht ab, sondern stürzte in das Krankenzimmer und zu dem darin befindlichen Bette hin, in welchem der Kranke mit emporgerichtetem und gegen die Kissen gelehnten Oberleibe saß. Nein, das war der Teufel Maraud nicht! Dieses abgemergelte Ge-  
rippe in der weißen Jacke, dieses entfleischte Todtengesicht mit den tief liegenden, erloschenen Augen, dieses verlängerte Grei-

fenantlig mit hervorstehendem Rinne und fletschenden Zähnen war der ruchlose Vatermörder nicht. Auch blieb sein stierer Blick selbst bei Prech's bedrohlichem Herzutreten theilnahmlos und in sich versunken. Aber — die breite Schmarre in dem kreideweißen Gesichte, die allein noch in ihrer blutrothen Färbung von Leben zeigte — ferner der kohlschwarze Bart und die gekrausten Haupthaare, die den Totenkopf einrahmten, verriethen den Bösewicht.

Unentschlossen stand Prech, der Vater, vor der Jammergestalt. Die erhobenen Hände mit dem Keh-Halsbande und dem funkelnden Dolche sanken hernieder. Indeß wendete sich Ludwig von Prech zu der nachgefolgten Frau mit der Frage:

„Was fehlt Euerm Manne?“

„Ach mein gütiger Herr —“ versetzte diese — „die Aerzte sagen, es sei die Darmverknöcherung, an welcher mein armer Mann seit elf Monaten schon leidet. So lange bereits erwacht er jeden Morgen, um jeden Tag Hungers zu sterben. Jeder Bissen Essen, jeder Schluck Getränkes bereitet ihm in dem verschlossenen Leibe die grausamsten Schmerzen und kein Gott selbst kann ihm helfen.“

In dem alten Prech wogten die streitendsten Gefühle.

„Erwache, Maraud —“ sprach er dumpf, indem er mit den Schellen des Halsbandes vor den Ohren des Gequälten klingelte — „ein Prech ist's, der vor dir steht.“

Da richtete sich das brechende Auge Maraud's langsam zu dem Rächer auf. Nicht mit Schrecken, wohl aber mit Sehnsucht blickte er zu dem erhobenen Dolche empor. Aber auch wenn Ludwig und die Frau dem alten Prech nicht in den Arm gefallen wären, hätte dieser nimmer zugustoßen vermocht. Denn, hatte nicht der starke Gott bereits vergolten? Als nun der Glende sich in seiner Erwartung getäuscht sahe, mochte er Prech's Blick nicht länger aushalten. Langsam erhoben sich die Knochenhände — bevor sie aber sich vor das Angesicht legen konnten, war Maraud's Geist entwichen. Haupt und Hände sanken schlaff hernieder. Und der junge Prech, indem er mit seinem tief erschütterten Vater das Sterbezimmer verließ, drückte der gebeugten Wittve seine volle Börse in die willig geöffnete Hand.

„Irrt euch nicht — Gott läßt sich nicht spotten!“